

Theologenkauderwelsch

Die Klage über die Unverständlichkeit der Theologensprache ist vermutlich so alt wie die Theologie selbst. Die beredteste Klage und der treffendste Spott über die Sprache der Theologie kommt, naturgemäß, von Theologen selber. Im „Lob der Torheit“ des Erasmus von Rotterdam spricht die gleichnamige Titelfigur: „Sie fühlen sich dann erst so recht als Theologen, wenn sie ein recht häßliches Kauderwelsch reden; und wenn sie sich dermaßen barbarisch ausdrücken, daß nur ein Barbar sie versteht, so heißen sie das Wissenschaftlichkeit, die für das Laienvolk eben zu hoch sei.“

Theologie als Wissenschaft verstanden wird in der Tat für das „Laienvolk“ so schwer verständlich sein wie jede andere Wissenschaft auch. In der Natur der Sache liegt die Ausbildung einer Fachsprache, eines wissenschaftlichen Jargons, der jedem Nichtkundigen den Zugang zur Sache unmöglich machen oder zumindest so erschweren kann, daß er sich auch nach intensivem Bemühen nur mit resigniertem Achselzucken interessanteren und angenehmeren Beschäftigungen zuwendet. Wer nicht über die nötige Vorbildung, ein hartnäckiges Interesse und die unerläßlichen Werkzeuge zum Verzehren und Verdauen des theologischen Prosabreis verfügt, wird sich mit anderer geistiger Nahrung versorgen. Auf den harten Felsen theologischer Fachprosa wächst nur für wenige Schafe genießbares Gras. Und über die Qualität des Futters entscheidet, jedenfalls nach akademischem Brauch, nicht die Zahl der Leser, sondern die Anzahl der Fußnoten. Die Eingeweihten bleiben unter sich, die Theologie wird zusehends zu einer Esoterik neben vielen anderen.

Popularisierer und Aktualisierer machen sich verdächtig. Wer sich in einer so stark von der Tradition und deren Sichtweise und also auch deren Sprache bestimmten Disziplin wie der christlichen Theologie zu sehr der Gegenwart und deren Sprachen nähert, riskiert unter Umständen den Vorwurf des Traditionsbruchs. Wer sich mit dem diffizilen Innenleben des „Leibes Christi“ befaßt, wer mit den sublimsten Regungen des unnennbaren Geheimnisses Gottes vertraut zu sein meint, wer als Spitzentheologe die dünne Luft der höchsten theologischen Gipfel atmet, ist leicht geneigt, diejenigen für eine Landplage zu halten, die sich mit dem mühseligen Geschäft des Vermittelns aus den vermeintlich höheren in die angeblich niederen Regionen plagen. Es mag sein, daß man in der Theologie immer wieder mit „Adam und Eva“ beginnen muß. Liegt aber der Schwerpunkt theologischen Forschens einseitig in der Vergangenheit, erscheinen Theologen oft nur noch wie Antiquitätenhändler. Ihre Sprache transportiert schließlich nur noch Wortreliquien – kostbar und schön nur für die, die immer schon begeisterte Anhänger und Liebhaber vergangener Epochen und Kulturen waren.

Schon die Sprache der jeweils anderen theologischen Disziplin ist schwer verständlich. Die mit der wachsenden Spezialisierung verbundene Differenzierung schafft Spannungen, Reibungen und Widersprüche. Die von der Gegenwart gestellten Aufgaben des Gesprächs und der Auseinandersetzung mit anderen Religionen und Kulturen, mit anderen Wissenschaften und Traditionen bringen zunächst nicht einfach Klarheit und Wahrheit, sondern eher die Einsicht der Beteiligten in die Mühseligkeit der Verständigung. Fusionen produzieren anscheinend unvermeidlich Konfusionen. Die ökumenischen Bemühungen sind nur ein winziges, aber lehrreiches Beispiel dafür.

So sehr es bei all dem um Sprache in ihrer ganzen Vielfalt gehen mag: Die Klage über die Unverständlichkeit der Theologensprache spiegelt nicht zuletzt das Unbehagen an der Unübersichtlichkeit und Pluralität der heutigen und, wie das Beispiel des Erasmus zeigt, nicht erst der heutigen Denk- und Lebenswelten. Die Erwartung, die Theologie könne von hoher Warte herab einfach dekreten, erklären und mit kühnem Sprachschwung „alles“ auf die jeweils angemessenste und für alle einsichtige Formel oder gar Kurzformel bringen, unterschätzt die Komplexität gerade der elementaren und fundamentalen Glaubens- und Lebenswirklichkeiten.

Die eingängigen und scheinbar einfachen Gleichnisse Jesu, schon seine wohl kaum nur rhetorisch gemeinten Fragen: „Womit soll ich es denn noch erklären? ... Wie soll ich es euch denn noch sagen?“ können verdeutlichen, wie sehr gerade der „Herr und Meister“ der christlichen Theologie bei aller Anschaulichkeit seiner Sprache um deren Grenze – und um die Grenze des Verständnisses und der Fassungskraft seiner Zuhörer wußte. Offensichtlich ließ sich nicht alles, was er zu sagen hatte, in Worten sagen.

Das vollkommene Echo, die ideale Antwort auf das Wort Gottes mag in der Abstraktion theoretischer Überlegungen vermeintlich gelingen. Die Behauptung Thomas von Aquins am Ende seines Lebens, alles, was er geschrieben habe, sei „Stroh“, verglichen mit dem, was er geschaut habe, oder die Klage Karl Rahners über den „Formelkram“ der Theologie können illustrieren, daß gerade die, die als Meister ihres Fachs gelten, am ehesten vom Ungenügen ihrer eigenen Bemühungen überzeugt sind. Der amerikanische Philosoph Alfred N. Whitehead vertrat die Ansicht, daß es abstrakte Spekulationen gewesen seien, die „die Welt gerettet und vorangebracht haben – Spekulationen, die ein System nach dem anderen hervorgebracht und überschritten und sich bis an die äußersten Grenzen der Abstraktion vorgewagt haben“. Diese Auffassung dürfte ein christlicher Theologe wohl kaum teilen.

Johannes Baar SJ